

(Nachdruck verboten.)

15]

## Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

„Nehmen Sie Platz!“

Lene deutete auf die leichte Holzbank, die zwischen dem Bett des Kleinen und dem Esstisch stand, gab schnell jedem der Studenten ein warmes Würstchen und einen Bissen Brot und setzte sich, als die Studenten sich mit Ausnahme des Lehramtskandidaten Vogt in die große Stube verzogen hatten, ihrem Gaste gegenüber.

Der hob sogleich mit seiner schrillen Stimme an, deren Ton sich mehr und mehr verstärkte:

„Ich muß doch einmal nachschauen kommen, wo mein Karl steckt! . . . Der ist soweit ja ganz zufrieden, und von den Herren Professoren hab' ich auch keine Klagen gehört . . . Aber ich halt's nicht mehr aus!“

Die letzten Worte schrie er schon.

Lene, deren Nerven noch immer von der Scene zitterten, die sie mit Frau von Bartelmus gehabt, sah den Oberlehrer fragend an.

„Ich kann's nicht mehr aushalten! Ich bin nur ein armer Lehrer und hab' noch vier Kinder zu Hause, und die brauchen auch was. Wenn ich im Herbst dagewesen wär', ich hätt' gleich weniger ausgemacht, so junge Burschen brauchen nicht alle Tage Fleisch zu haben, das hab' ich selbst nicht einmal . . . Und Sie müssen heruntergehen mit dem Kostgeld!“

Er hatte die Sätze in einem Atem hervorgestoßen, in den höchsten Tönen, wie ein Bellen Klang es.

Lene sah vor sich auf die Tischplatte und fuhr mit den Fingern der Linken langsam einer Jahreslinie entlang. Plötzlich hob sie das Haupt.

„Vedereien giebt es bei mir nicht. Die Burschen sind im besten Wachsen und müssen sich satt essen können. Schauen Sie Ihnen an! Wie er zu mir kam, hätt' ihm der Mond durch die Backen scheinen können! Es ist schon so kein Geld . . . ich kann nichts nachlassen! . . .“

„Was? . . . Bierzehn Gulden ist kein Geld? . . . Soviel verdienen unsre Knopfdreher daheim ja kaum in drei Wochen! Und sie müssen davon mit der ganzen Familie leben! . . .“

Er fuchtelte mit den Händen in der Luft.

„Ich verlange ja gar nicht, daß Sie meinem Karl daselbe geben sollen, wie den andern! Wenn er nur ordentlich Gemüse bekommt und Brot . . . Die Erdäpfel sind doch nicht so teuer! . . .“

Lene sah dem Lehrer ruhig in die Augen.

„Das würde ich nie thun . . . Der geringer Gehaltene müßte verbittert werden, es würde Streitereien geben. Das will ich nicht, weil ich mein Kosthaus nicht in schlechten Ruf bringen will, und weil die Studenten, wenn sie verfeindet sind, einander vom Lernen abhalten . . . Ich werde Ihnen etwas sagen . . . Ich habe einen drunter, der bekommt das Seine wie jeder andre. Nur des Mittags geht er mit dem Kosttiegel. Glauben Sie, der gilt für voll? . . .“

„Aber ich kann nicht und kann nicht! . . . Dann müssen wir ausziehen . . .“

Lene zuckte die Achseln.

Als der Lehramtskandidat das sah, sagte er ängstlich:

„Dann mag ich auch nicht weiter studieren, Vater . . .“

Der Lehrer warf sich herum, daß die Bank knackte.

„Wirst Du ruhig sein! . . . Vor Deiner Kostfrau hau' ich Dir eine herunter, daß Du die Engel jungen hörst! . . . So ein Vengel! Hat noch nicht einen Kreuzer verdient, und . . .“

Lene ekelte es. Was war das für ein Geschrei und Gerede! War denn heute wirklich ein Unglückstag?

Sie machte Miene aufzustehen.

Dem Oberlehrer brannte das Gesicht und glühten noch die Augen, als er mit einem Male in eine ganz andre Tonart fiel.

Behmütig meinte er:

„Jetzt habe ich sicher geglaubt, ich könnte etwas abhandeln! . . . Als armer Familienvater ist es ja meine Pflicht . . .“

Er zwinkerte mit den Augen. Als aber Lene ungerührt blieb, sagte er plötzlich wieder in seinem Schreiton:

„Sei es! . . . Aber . . .“

Lene erhob sich.

„Einen Augenblick noch, Kostfrau! . . . Was Sie mir als Taschengeld für meinen Karl anrechneten, ist mir auch zu hoch. Der Sohn eines armen Vaters braucht nicht alles mitzumachen!“

„Er hat nichts mitgemacht! Wenn ich das abzieh', was er für die Schule gebraucht hat, hab' ich ihm im Monat vielleicht einen Gulden gegeben. Jeder verständige Vater wird sich sagen müssen, daß das nicht zu viel ist. So ein großer Bursch will doch auch einen Kreuzer Geld in der Tasche haben, will sich einmal eine Menagerie, einen Cirkus oder sonst was ansehen. Wenn er erst einmal draußen auf einem Dorfe sitzt, hat das von selbst ein Ende.“

„Ich hab' auch nichts gesehen und war zwölf Jahre Soldat, ehe ich Aushilfslehrer und dann Lehrer wurde . . .“

Die Frau sah ihn spöttisch an.

„Ich glaub's!“

Jetzt wurde er ganz verwirrt.

Lene wandte sich dem Ofen zu.

„Ich muß kochen: In einer halben Stunde wollen meine Studenten Mittag essen.“

Er kam ihr nach, schob die Hände in die Hosentaschen und schnüffelte.

„Rindfleisch! . . . Mit Weizenknödeln . . . was? . . . Und eine gute Brühe? . . . Wenn es reicht und nicht mehr als dreißig Kreuzer kosten würde, möchte ich mithalten.“

Die Frau hob eine große Blechschüssel vom Nagel, um die Knödel „anzumachen“.

„Es laugt, und kosten soll es gar nichts. . . . Wenn es Ihnen nur schmeckt.“ — —

Am Abend fragte Lene den Lehramtskandidaten:

„Ist Ihr Vater öfter so . . . aufgeregter?“

Vogt wurde verlegen. Dann sagte er aufrichtig:

„Er schreit, so lang ich weiß. Auch mit der Mutter. Bis sie ganz still ist und kein Wort mehr sagt. . . . Er brauchte nicht so genau zu sein. Er ist doch Oberlehrer und Kantor, und die Mutter hat ein Wirtschaftel mitgebracht. Es ist verpachtet, und der Pächter hält vier Kühe. . . . Im andern Kosthaus hat er's auch so gemacht. Da ist der Kostherr grob geworden, und ich hab' ausziehen müssen.“

Lene nickte.

Im stillen sagte sie sich: „So . . . so! Also der richtige Hungerleider, der vor Hunger sterben will, und wenn er den ganzen Mund voll Brot hat. —“

In den nächsten Tagen ging es in dem Kosthaus der Frau Gruber ein und aus wie in einem Taubenschlag. Es war nicht viel mehr zu thun, der Tag, an dem die Zeugnisse verteilt werden sollten, nahte. Diejenigen Professoren, die an der Matura beteiligt waren, kamen gar nicht mehr in die andern Klassen. Die Studenten besuchten einander in den verschiedenen Kosthäusern, man redete über den und jenen, stellte Listen auf, wieviel Vorzugsschüler es geben würde und wieviel „Durchgefallene“, riet hin und her, wie man wohl selbst „rauskommen“ würde. Jeder hielt von den Anwesenden nur das Beste und sagte es laut und in der Hoffnung, im nächsten Augenblick dasselbe über sich zu hören.

Einige kamen auch, weil sie ausziehen wollten und von Lenes Studenten ihr Kosthaus und ihre Kostfrau hatten loben hören. Sie sahen sich überall um und fragten nach der Höhe des Kostgeldes besonders, und mancher erbat sich von einem Mitschüler ein Stückchen Würst, einen Bissen Butterbrot „zum Kosten“.

Der „Pfarrer“ erzählte, er könnte im nächsten Herbst zwei Gymnasiasten mitbringen, wenn die Kostfrau einverstanden wäre.

Lene sah an den hellen Gesichtern und dem lebhaften Wesen ihrer Studenten, daß sie bei der Zeugnisverteilung nicht für sie zu fürchten brauchte. Nur Fritz war schweigsam wie sonst; aber da hatte sie ja Gewißheit. Sie hatte ihm weder etwas von ihrem Besuch bei Professor Jakob, noch von

dem Zusammenstoß mit „der da unten“ gesagt in der Erkenntnis, daß bei ihm der Schaden von selbst ausheilen mußte, wie bei einem verletzten jungen Baum.

In der Lehrerbildungsanstalt war die Abschlußprüfung etwas vor Semestereschluß gefallen. Lene ließ Mitschelwiger ziehen wie einen Fremden. Der „Kerl mit den zwei Bräuten“ hatte sie zu sehr geärgert. Und die kalte Ablehnung drückte ihn so, daß er ganz darauf vergaß, ihr das Kostgeld für die beiden ungenühten Tage abzugeben, wie er es sich vorgenommen hatte.

Der 15. Juli war gekommen.

Lene saß an dem runden Tisch in der Küche über ihrem Haushaltungsbuch und rechnete. Im großen Zimmer rückte die Lise Koffer und Stühle, warf mit der gehöhlten Hand Wasser auf die Dielen und fuhr mit einem Besen hinter her, daß der Staub in ganzen Wolken aus den beiden Fenstern wirbelte.

In einer halben Stunde mußten die Studenten mit ihren Zeugnissen kommen.

Da that sich die Thür auf, und herein schritt in seiner ganzen Glorie der Stadt-Seff.

„Guten Morgen!“

Sein Gesicht war ernst und verschlossen wie das Schicksal.

„Guten Morgen!“

„Ich muß mich einen Augenblick setzen. . . Die Stiege ist ja furchtbar eng! . . .“

Er nahm Lene gegenüber auf der Bank Platz, legte seine Wachslichttasche vor sich auf den Tisch und die Faust drauf.

„Wissen Sie, was ich bringe?“

„Ja. . . Seit gestern abend. . . Sie haben bewilligt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Fanfulla.

Novelle von Jonas Lie. Autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

(Schluß.)

Im Herbst 1869 wurde mein altes Logis in Trastevere (Stadtteil von Rom) mir gekündigt, und ich mußte hinaus, mir ein neues zu suchen.

Es fällt mir das immer ein wenig schwer, und außerdem wollte ich diesen Stadtteil nicht gern verlassen.

Nachdem ich überall herumgesehen hatte, verliebte ich mich in ein paar Zimmer im vierten Stock mit Balkon, von dem man eine weite Aussicht über Trastevere und Rom zugleich nach der Peterskirche und einem Stück des Tiber hatte.

Das Logis war teuer, und daher ging ich fort, nachdem ich eine Weile mit dem Dienstmädchen, das es mir zeigte, gesehelt hatte. Aber am Nachmittag kam ich doch wieder. Ich fühlte, ich müßte die Wohnung haben, und ich mußte es abmachen, wenn ich die nächste Nacht ruhig schlafen könnte.

Ich wurde diesmal von der Birnin selbst empfangen, einer dunkelgekleideten, echt römischen Matrone, in der ich zu meinem Erstaunen Vittoria Vertuccio wiedererkannte.

Sie entsann sich meiner auch, und der Kontrakt wurde schnell abgeschlossen.

Sie war nun eine Frau von drei- bis vierunddreißig Jahren, groß, ziemlich plump.

Die beiden Zimmer hatten mich ein wenig durch ihre Ausstattung geblendet. Es standen in jeder Ecke zwei recht gute Statuen aus bronziertem Gips auf geschmackvollen Säulen; an den Wänden hingen Kupferstücke in breiten Rahmen; die breite Verbindungstür zwischen den Zimmern war fein mit einem schweren Plüschvorhang drapiert, und ebenso hatten das Bett, die Stühle, der Kamin und die Konsolen ein gewisses reiches Gepräge. Bei Tage sah ich ja allmählich, daß hier unter wirklich soliden Sachen meißterlich die Armut verborgen war.

Ich erfuhr, daß es nach Vertuccios Tode mit der Familie herunter gegangen war, und daß Signora Vittoria nur von einer kleinen Pension aus einer geistlichen Stasse lebte. Sie hatte denn auch den Entschluß gefaßt, nach Rom zu ziehen, wo ihre Schwester verheiratet lebte, um mit Hilfe des Nestes ihrer Möbel sich als Zimmervermieterin durchzuschlagen.

So hatte sie schon ein paar Jahre gelebt. Sie hatte zwei Töchter, von denen die älteste fünfzehn Jahre alt war und etwas der Mutter in ihrer Jugend ähnlich sah, nur machte sie beizzeiten nicht den bedeutenden Eindruck; die andre Tochter war um mehrere Jahre jünger.

Vittoria interessierte mich nicht wenig, und ich hatte in ihrem Hause Gelegenheit, viele Studien über das römische Familienleben anzustellen.

Es kamen öfter Priester hin, und es war merkwürdig, zu sehen, mit welcher Angst sie dem Hause ein durch und durch der Kirche behagliches Gepräge zu geben bemüht war. Ein Madonnenbild mit brennendem Licht darunter hing draußen im Gange, und ihre eignen Zimmerchen waren ringsum an den Wänden mit Kreuzigen und farbigen Bildern der Madonna und mehrerer Märtyrer mit Papierblumen ringsum bestückt.

Dies war mir um so auffallender, als ihre Töchter oft, wenn wir allein waren, im spöttischen Ton vom „Papa“ sprachen. Die jüngste Tochter, die sehr munter war, machte hinter ihm die Geberde des Segnens und amüßte sich einmal sogar, unter dem Gelächter der andren, damit, eine Puppe anzukleiden und sie eine Messe halten zu lassen.

Offenbar besaß die Familie keinerlei religiöse Illusionen und heuchelte nur um der Pension willen.

Signora Vittoria äußerte einmal auch ganz offen mir als Fremdem gegenüber etwas der Art und meinte, die Hauptsache wäre, daß man die Seinigen liebe.

Als aber Ostern herannahte und die Zimmer mit Weihwasser besprengt werden sollten, wurde auch mein Zimmer sorgfältig mit derartigen Bildern ausgeschmückt. Mir wurde dabei bedeutet, daß der Brauch gebot, einen halben Sudo in die Büchse des Chorknaben zu legen, der den weihespendenden Priester begleitete, der denn auch an diesem Tage alle meine Sachen bis auf die Pantoffeln, die mit der Spitze unter dem Bett hervorliefen, mit Weihwasser besprengte.

Die Familie lebte, dem Anschein nach, zu dieser Zeit ziemlich schlecht und Signora Vittoria mußte gewiß — wenn man nach manchen Besuchen, die sie empfing, schließen wollte — viele Gläubiger haben. Sie hatte eine vornehm freundliche Art, sie abzufertigen. Wenn sie draußen im Flur stand und mit einem solchen Namen sprach, sah ich ihren herrlichen Kopf wie eine Blüte durch die Glasscheibe meiner Thür. Ich wußte, daß sie nun lag; aber es lag ein Adel und eine Ruhe in ihren Mienen und eleganten Handbewegungen, die jeden Schatten eines solchen Verdachtes unmöglich, ja undenkbar machten. So lag man in den historischen Zeiten Roms und Italiens, und mit denselben edlen, feinen Lächeln sprachen wohl die Damen der Medicis und Borgias mit den Unbequemen, die ein Weibchen später vielleicht auf der Treppe niedergestochen wurden oder über der Falltür standen. Hier wurde dieselbe Fähigkeit benutzt, um Aufschub für eine Klagegeld oder neuen Kredit auf Del zu bekommen.

Ich war auch nicht blind dafür, daß die Signora, trotz unfres guten Verhältnisses, ihren Eigennutz in hohem Grade an mir befriedigte. Die Familie trank von meinem Wein, nahm von meinem Del und Holz, als wäre es ihr eigenes gewesen, und sie machte mir blutige Rechnungen für Wäsche. Aber auf der Wäsche duldete sie dafür keinen Fleck und betrefte meiner Sachen konnte ich ruhig sein; es hätte ihre Ehre verletzt, wenn mir etwas fortgenommen wäre.

Bei einigen Gelegenheiten wurde ich zur Familie eingeladen, und ich kann wohl sagen, daß man nach einem solchen Arrangement und solcher Zubereitung der Speisen lange suchen kann. Wer in Rom nur in Restaurationen gegessen hat, kennt nicht die wirkliche italienische Küche.

Das eine Mal fand ein kleines Familienfest statt, weil die jüngste Tochter Rosita von seiner Heiligkeit dem Papste für drei Jahre einen Freiplatz in einem Kloster erlangt hatte, in dem junge Mädchen erzogen werden.

Ich hatte Signora Vittoria gesehen, als sie sich angekleidet hatte, um zur allgemeinen Audienz beim Papste zu gehen. Die Frauen dürfen sich dort nur in einfachem schwarzem Kleide und mit einem Schleier auf dem Kopfe einfinden. Aber eine leidensamer Tracht, als die, in der Signora Vittoria in einfachem Schwarz erschien, konnte man wohl nicht finden. Sie hatte einen Brief in der Hand, er war von der eignen Hand des Papstes aus jener Zeit, da er als untergeordneter Geistlicher die Familie gesamt und am Totenbett ihrer Großmutter gestanden hatte. Daher erreichte sie denn auch den erbetenen Freiplatz.

Es war im Herbstanfang des folgenden Jahres, 1870. Man fürchtete oder hoffte, je nach der Parteistellung, daß Victor Emanuel Rom erobern würde, und das Gerücht erzählte, die Veraglieri sollten Mariäthore erhalten haben.

Signora war in dieser Zeit überaus fromm. Sie und ihre Töchter gingen mit dem päpstlichen gelben Bande und ich glaube, sie hätte mein Wohnzimmer in eine Kapelle verwandelt, wenn ich sie nicht daran gehindert hätte.

Zu meiner Bedienung, die früher von ihnen selbst besorgt war, hatte die Signora mir nun einen billigen Lohndiener angewiesen, der am Morgen und Abend kam.

Eines Nachts ertönte ein seltsames Klopfen an der Außenthür; es hörte sich wie ein verabredetes Signal an, und als es wiederholt wurde, kam die Signora eilig, ohne Licht herans. Ich hörte an den Tritten, daß jemand ihr ins Haus hinein folgte.

Etwa eine Stunde später vernahm ich ein andres starkes Klopfen und laute Stimmen draußen. Ich entnahm aus dem, was ich hörte, daß es die Polizei sei, die Einlaß begehrte, und die Signora antwortete mürrisch, als wäre sie in ihrer Nachtruhe gestört, ganz drinnen vom Schlafzimmern: „Wer da?“

Im selben Augenblick öffnete sich meine hintere Thür, und herein trat, eilig und bleich, mit seinem Wachsstock in der Hand — mein Lohndiener.

Er ließ mir nicht Zeit, mich von meiner Ueberraschung zu erholen, sondern kam mir entgegen und sagte:

„Ich bin ein Priester, der Anhänger der Freiheit und Victor Emanuels ist; entdeckt man mich, werde ich getödtet! — Gestatten Sie mir, mich in Ihrem Bett zu verbergen.“

Das war keine behagliche Situation; aber da er nun einmal an meine Gastfreundschaft appelliert hatte, mußte sie ihre Probe bestehen.

Er legte sich neben mich, bereit, sich unter dem Deckbett zu verbergen, und blies das Wachlicht aus.

Draußen wurde geläutert und laut geredet; aber das Verhalten der Signora mußte sie beruhigt haben.

Das Wenige, was ich von ihr hörte, klang sehr empört, daß man von ihrem Hause so etwas annehmen könnte, und sie schien sehr eifrig zu verlangen, daß man auch drinnen bei ihrem Logisherrn revidieren möchte.

Gegen mich schien man indessen keinen Verdacht zu hegen, vermutlich war ich ihnen seit vielen Jahren bekannt.

Als alles vorüber war, zündete der Mann wieder seinen Wachstod an, nahm schnell die braune Perücke ab, worauf ein etwas schlöppiges Haupt zum Vorschein kam und fragte, ob ich ihn wiedererkenne?

Als ich den Kopf schüttelte, nannte er seinen Namen: Andrea Belmonte. Er hätte mich mehrmals in Perugia gesehen, sagte er, und nun wunderte ich mich, daß ich ihn nicht früher wiedererkannt hatte.

Er blieb noch ein paar Tage im Hause verborgen.

In diesen unglücklichen Zeiten hörte man oft, daß verkleidete Geistliche ergriffen seien, die Anhänger der neuen Ordnung wären und für Victor Emanuel spionierten.

Dann kam der 20. September, der große Tag der Einnahme Roms durch Victor Emanuel!

In dieser Nacht verschwand Andrea Belmonte.

Der Papst hatte vierzehntausend Mann und erklärte, daß er Rom bis aufs äußerste verteidigen wolle.

Alte, unbrauchbare Kanonen, die wegen ihres fürchterlichen Donneris bei den Salutsschüssen an den Festtagen berühmt waren, wurden auf die Wälle geschleppt, und ein ganzes Stück der Mauer, für das man keine Besatzung hatte, wurde feierlich unter den Schutz St. Peters gestellt.

Die Granaten sausten in die Stadt hinein, die Versaglerie stürzten und es fielen ein paar hundert Mann.

Aber das Ende wurde, daß Rom Italiens Hauptstadt ward.

Die Farben des Papstes waren plötzlich verwunden.

Von allen Fenstern und Balkonen hingen italienische Fahnen herab und unter ihnen wogte enthusiastisch eine Volksmenge durch die Gassen, während die Luft von „Vivas“ für Victor Emanuel und „la libertà“ erfüllt wurde.

Signora Vittoria und ihre Tochter gingen an diesem Tage in strahlender Stimmung umher, jede mit einer Nelke im Haar und Schleifen in den neuen italienischen Farben. Von ihrem Balkon herab hing eine große italienische Fahne, die sie wohl schon fertiggenäht bereitliegen gehabt hatten.

Mein Zimmer wurde für eine kleine Festlichkeit zu Ehren des Tages in Anspruch genommen und Signora Vittoria war bei derselben fast ausgelassen iatrisch. Die eine heizende, blutige Bemerkung über die Herrschaft folgte der andern. Sie hatte offenbar das Bedürfnis, der Verstellung und Unterdrückung eines ganzen Lebens Luft zu schaffen.

Aber am nächsten Tage war alles verändert.

Da herrschte im ganzen Hause eine seltsame Stille.

Signora Vittoria ging schwarzgekleidet und fast aschgrau im Gesicht umher, und die Töchter waren verweint und auffallend still.

Man hatte erfahren, daß der Priester Andrea Belmonte im Kampfe bei der Porta Pancratia gefallen sei. —

## Kleines Feuilleton.

y Nördlich von Thule. Heute darf für im wesentlichen erfüllt gelten die bald zwei Jahrtausende alte Prophezeiung des Römers Seneca: „Es wird eine Zeit kommen, nach späteren Jahren, da der Ocean die Fesseln der Dinge lösen, da die unermeßliche Erde offen liegen wird, da die Seefahrer neue Länder entdecken werden und Thule nicht länger das fernste unter den Ländern sein wird.“ Unfre „äußerste Thule“ liegt längst ein gut Stück weiter nördlich, als der geographische Gesichtskreis der Alten reichte. Aber freilich — der letzte Schritt ist hier noch immer nicht gethan: auch die neuesten Nordpol-Expeditionen, die eben wieder in den Bereich der Civilisation gelangt sind, haben den Nordpol selber nicht erreicht. Deshalb darf man die arktischen Entdeckungstreifen Pearys und Evertdrups jedoch nicht für ergebnislos, für gescheitert halten. Der bekannteste unter den heutigen Koryphäen der Nordpolforschung, Nansen, hat sich einmal dahin ausgesprochen, die Expeditionen zögen nicht sowohl hinaus, um den mathematischen Punkt, der das nördliche Ende der Erdoberfläche bildet, zu suchen — dem diesen Punkt zu erreichen, habe an und für sich nur geringen Wert —, als, um Untersuchungen in dem großen unbekanntem Teile der Erde, welcher den Pol umgiebt, anzustellen. Diesen Satz hat Nansen vor seiner Ausreise mit dem „Fram“ gesprochen, so daß das Wort vom Fuchs und den Kräuben keine Anwendung finden kann. Wenn man nun die Leistungen Pearys

und Evertdrups an dem so gegebenen Maßstabe mißt — ob sie die Erforschung der Erdoberfläche und ihrer klimatischen, hydrographischen, magnetischen usw. Verhältnisse um neues, wertvolles Material bereichert haben —, so sind ihre Fahrten in der That nicht fruchtlos gewesen. Die beiden haben einen ganz andern Weg als seiner Zeit Manien eingeschlagen. Nansen fuhr mit seinem Schiff von Norwegen aus bekanntlich gen Osten bis zu den neufibirischen Inseln und trieb dann mit der Strömung nordwestlich, wobei der „Fram“ im Norden von Franz Josephs-Land unter 85 Grad 57 Minuten die höchste Strecke erreichte, während Nansen selbst zu Schlitzen bis 86 Grad 14 Minuten gelangte. In den nämlichen Regionen ist dann der Herzog der Aruzzen nicht erheblich weiter nach Norden vorgezogen. Außer diesem Wege zum Pol sind noch drei andre denkbar und öfter versucht worden: davon führt der eine von der Beringsstraße aus, der andre durch das Meer zwischen Grönland und Spitzbergen, der dritte endlich durch die Wasserstraße zwischen der grönländischen Westküste und dem Insel-Archipel, der nördlich von Kanada sich ausdehnt: durch den Smithund. Auf letzterer Linie sind früher die meisten Vorstöße auf den Nordpol gemacht worden. Aber allemal stürzten sich den Expeditionen schwere, südwärts treibende Eismassen entgegen, weshalb Kapitän Røret, dessen Begleiter Markham auf diesem Wege bis zu 83 Grad 20 Min. nördlicher Breite vordrang, seiner Heimkehr 1876 das lakonische und lakonische Telegramm vorausgeschickte: „The Northpole impracticable“ („Der Nordpol ist unerreichbar“). Nur um wenige Minuten nördlicher gelangt auf dem Wege des Smithundes ist dann Anfang der 80er Jahre Lockwood, der 83 Grad 24 Min. erreichte. Weiter ist hier niemand gekommen bis auf die neuesten Expeditionen. Deren Leiter, Peary und Evertdrup, haben nämlich wieder einmal die Route durch den vielberufenen Smithund eingeschlagen. Der „Windward“ mit Peary sollte soweit als möglich nordwärts sich eine Bahn suchen und dann sollte per Schlitzen das nördliche Grönland und die umliegenden Inseln erforscht, womöglich auch der Nordpol erreicht werden. Das 1898 abgereiste Schiff mußte schon bei Kap Sabine an der Ostküste von Ellesmere-Land wegen der unbezwinglichen Eisbarriere Halt machen, die Bemannung überwinterte. Hier hat Peary zu Schlitzen die ganze Ostküste von Grinnell-Land, das nördlich an Ellesmere-Land stößt, neu aufgenommen. Ebenso hat er in den folgenden Jahren von Etah an der grönländischen Westküste aus die ganze Nordküste Grönlands erforscht, die Nordspitze auf 83 Grad 50 Minuten astronomisch festgelegt. Seine nördlichste Breite hat Peary in diesem Frühjahr unter 84 Grad 17 Minuten erreicht. Soweit ist der zur gleichen Zeit wie Peary aufgebrochene Evertdrup, früher unter Nansen Kapitän auf dem „Fram“, mit diesem bewährten Fahrzeuge nicht gelangt. Er mußte vor den Eismassen des Smith-Sundes kehrt machen und hat dann, in den Jones-Sund einsehend, die ganze Süd- und Westküste von Ellesmere-Land erforscht. Drei Jahre lang hat er unter 76 Grad 48 Minuten im Eise festgehalten, bis er im Juli dieses Jahres loskam. Sein nördlichster Punkt war 78 Grad 45 Minuten. Die wissenschaftlichen Ergebnisse beider Forschungsreisen für die geographische, wie für eine Anzahl anderer Wissenschaften sind zweifellos bedeutend. Man darf deshalb mit dem Erzielten vollauf zufrieden sein, als mit einem ausreichenden Lohne der aufgewandten Mühe, der erduldeten Strapazen, wenn der Nordpol auch wieder nicht erreicht worden ist. Das ist freilich klar: so lange es in dieser arktischen Zone noch unerforschte Regionen giebt, wird die menschliche Wissbegierde noch keine Ruhe haben. Aber jede der Expeditionen, die einander folgen, bedeutet einen Schritt weiter in der Erforschung dessen, was nördlich von Thule liegt.

Wie der „Frankfurter Zeitung“ unterm 19. September aus Arktika geschrieben wird, berichtet Evertdrup über seine vierjährige Reise: „Andurchdringliche Eismassen hinderten am 17. August 1898 das weitere Vordringen nach Norden etwas nördlich vom Kap Sabine. Da unmittelbar darauf Kälte eintrat, mußte in der Nizes-Strait Winterquartier genommen werden. Während des Herbstes wurde eine Schlittenexpedition auf dem Inlandeise der Ellesmere ausgeführt und eine Aufnahme und Untersuchung der inneren Fjordverzweigungen in Hayes-Sund begonnen. Um Futter für die Hunde zu beschaffen, machten wir Jagdausflüge, bei denen etwa 25 Walrosse und 11 Moschusochsen geschossen wurden. Mit einem so großen Futtervorrat versehen, konnte ich es schon wagen, dort zu überwintern, um so mehr, als wir viel Arbeit vor uns hatten. Im Laufe des Winters zimmerten wir eine Hütte, die am Robertsons-Kanal oder noch nördlicher aufgestellt werden sollte. Ich wollte dort eine wohlaustrüstete Schlittenexpedition, bestehend aus Waj (Hydrograph), Fachsen (Kartograph), Fosheim und mir, landen und die „Fram“ nach der Melvilleküste oder Baffinsland zurücklehren lassen. Wir würden dann in der Hütte überwintern haben und im nächsten Frühjahr um die Nordspitze Grönlands herum nach der Sabine-Insel an der Ostküste gefahren sein, um dort die „Fram“ zu treffen. Im Frühjahr 1899 wurden weite Schlittenfahrten über Ellesmereland nach der Westküste gemacht, die eine über den Gletscherdistrikt, die andre weiter nördlich über eisfreies Land. Ferner wurden die Aufnahmen in Hayes-Sund abgeschlossen und wissenschaftliche Untersuchungen vorgenommen.“

Der Sommer 1899, auf den wir so große Hoffnungen gesetzt, ward unglücklich. Ein Versuch, durch das Kane-Wasser zu bringen, hätte fast zur Folge gehabt, daß wir im Eise sitzen geblieben. Da wir in diesem Fall zu viel Hundsfutter verbraucht hätten,

befchloß ich, nach dem Jones-Sund zu gehen. Wir gingen an der Südseite von Ellesmere-Land ins Winterquartier, worauf ich mit drei Mann eine Bootfahrt machte, um Depots niederzuliegen. Wir wurden jedoch im Eise eingeschlossen und konnten erst nach einem Monat zurückkehren. Nach unrer Rückkehr legten wir ein Depot an und machten Jagdausflüge, auf denen wir 26 Moichsachsen schossen. Am 16. November 1899, als alles Fleisch und alle Felle an Bord waren, wurden die Herbststreifen abgeschlossen.

Am 23. Februar 1900 fuhren Njachsen, Schei (Mineraloge), Stolz und Bay mit 14 Hundegespannen nach dem Depot und kamen mit der Nachricht zurück, daß dieses durch Vären zerstört worden war. Neue Fahrten und Melognosierungen zur Wiederherstellung des Depots, das wir Björneborg taufte, folgten und am 14. März waren wir wieder an Bord, um Vorbereitungen für eine Fahrt nach einem Sund zwischen North-Kent und Ellesmere zu treffen, wo wir zum Teil offenes Wasser mit großen schwimmenden Eistücken angetroffen hatten. Am 17. und 20. März begab sich je eine Abteilung dorthin. Die Passage war, da das Eis coupiert, sehr schwer, sie gelang jedoch unter großen Anstrengungen nach drei Tagen. Den 31. März, 175 Seemeilen vom Schiffe entfernt, kehrte die eine Abteilung zurück, dagegen wurden nach Norden zur Untersuchung der unbekanntem Bestände von Ellesmere-Land zwei Schlittene Expeditionen mit Proviant für 50 Tage abgesandt, deren eine von Njachsen und die andre von mir geleitet wurde.

Nördlich vom Sund, zwischen Ellesmere und North-Kent, erstreckt sich nach Osten eine große Meeresbucht in einer Breite von etwa 100 Seemeilen mit verwinkelten Fjordkomplexen an ihrer Nordseite. Auf 79 Grad n. Br. am 16. April trennte ich mich von Njachsen, der den Auftrag hatte, ein neues Land im Westen zu untersuchen. Selber setzte ich meinen Weg am Lande entlang nach Norden fort. Am 4. Mai erreichte ich 81 Grad und am 2. Juni kehrte ich nach Björneborg zurück, wo Bay unterdessen die Wache gehabt hatte. Am 4. Juni 1900, nach 76 Tagen, war ich wieder an Bord. Njachsen traf am 19. Juni ein. Er hatte auf 98 Grad westlicher Länge das neue Land erreicht, war dann verabredetermaßen nach der Stelle zurückgekehrt, wo wir uns getrennt hatten und darauf bis 89 Grad westlicher Länge vorgegangen. Eine dritte Expedition, mit Proviant für 40 Tage, hatte unterdessen den Auftrag gehabt, geologische Untersuchungen vorzunehmen, und kehrte am 1. Juni an Bord zurück. Sie war über zwei nördlich vom Sund gelegene Inseln gereist und hatte zum Teil dieselben Gegenden besucht, wo Njachsen gewesen war. Die am 31. März zurückgeandte Expedition unter Vaxmann (Navigator) hatte fürchterliche Stürme und Kälte durchgemacht, und Gesicht und Hände waren den Mitglidern zum Teil erfroren. Während meiner Abwesenheit war ein gefährliches Feuer an Bord ausgebrochen, aber glücklich gelöscht worden." —

**Volkskunde.**

cc. Der Donnerkeil im Volksglauben. Es ist gar nicht verwunderlich, daß die seltsamen Gebilde der Belemniten allerlei abenteuerliche Vorstellungen wachriefen und die Pfeilform derselben legte eine Deutung als „Göttergeschosse“ ziemlich nahe. So wurden sie also „Donnerkeile“ genannt, in andren Gegenden „Teufelsfinger“ entsprechend der vielfach auftretenden Verwandlung von Donar in den Teufel. Man glaubt vielfach, daß der Donnerkeil beim Gewitter zur Erde falle und (in der Pfalz und in Böhmen) sieben Klaster tief in die Erde fährt, aber alle Jahre einen Klaster wieder in die Höhe“. Viele von den Eigenschaften, die man Donar zuschrieb, wurden dann dem Donnerkeil übertragen. In einzelnen Gegenden wird er als Schuttmittel gegen den Mly angesehen, in andern erleichtert er die Entbindungen, oder er giebt den Klühen, wenn man ihr Enter damit bestreicht, die verlorene Milch wieder, befördert die Fruchtbarkeit von Bäumen, bewahrt Kinder vor Bruchschäden. Als Pulver zerstoßen, kann er als Medizin so ziemlich alle Schäden heilen. Man verwechselte oft alte Steinwaffen mit Donnerkeilen und nannte z. B. Steinhämmer durchlöcherter Donnerkeile, denen man auch noch öfter als Schuttmittel gegen Feuersgefahr, Viehsunde und dergl. begegnet. Der Glaube an die Donnerkeile und deren wunderbare Bedeutung gehört allen Völkern und allen älteren Kulturen an, man fand sogar schon in Gräbern aus der Bronzezeit Belemniten, die scheinbar als Amulette getragen wurden. —

**Archäologisches.**

— Altnordische Bronzehörner, deren Alter auf nahezu 3000 Jahre geschätzt wird, befinden sich im Kopenhagener Nationalmuseum. Prof. V. Kroman hat diese Bronzehörner neuerdings zum Gegenstand von Forschungen gemacht, die über die musikalischen Verhältnisse des Volkes zur Bronzezeit interessante Streiflichter werfen. Die „Vossische Zeitung“ berichtet hierüber: Hörner aus der Bronzezeit wurden in Dänemark, Schweden und Mecklenburg gefunden, aber die dänischen bilden eine einzig dastehende Sammlung, da sie nicht weniger als 23 Bronzehörner umfaßt. Davon sind noch vierzehn ganz, und neun von diesen befinden sich in solchem Zustande, daß sie zu musikalischen Versuchen dienen können. In neuerer Zeit haben sogar zwei Hofmusiker wiederholt am Johannis-tage auf dem Hofe des Nationalmuseums mit altmodischen Bronzehörnern eine Reihe Musikstücke zu Gehör gebracht, wobei große

Menschenmassen, die sich im Museum und in der Nachbarschaft anammelten, Gelegenheit hatten, den weichen Klang und den großen Umfang der Jahrtausende alten Musikinstrumente zu bewundern. Professor Kroman wurde durch seine Versuche, die Forschungen des Professors Helmholz über Tonbildung („Lehre von den Tonempfindungen“) zu ergänzen, auf das Studium der Bronzehörner geführt. Mit Hilfe von Monochord und Stimmgabel maß er die Tonhöhe der Bronzehörner, wobei sich ergab, daß zwischen der aufgestellten Theorie und den tatsächlichen Tonverhältnissen dieser Hörner nur unbedeutende Abweichungen bestanden, die aller Wahrscheinlichkeit nach in Guß oder andren Fabrikationsfehlern beruhen. Zu übrigen kommt Professor Kroman zu dem Ergebnis, daß die Hörner nicht bloß technisch, als Metallausarbeit betrachtet, sondern auch in musikalischer Beziehung aller Ehre wert seien. Doch wären sie nur Signalhörner, nichts weiter, und die Frage, ob das Volk der Bronzezeit eine ungewöhnliche musikalische Kultur besaß, müsse somit verneinend beantwortet werden. Nicht das Ohr, sondern das Auge habe den Bronzehörnern die Form gegeben. Dagegen seien diejenigen Hörner, die ihrem Bau nach ein Paar bildeten, genau zusammengefügt. Die Menschen der Bronzezeit duldeten bei zusammengehörigen Instrumenten nicht die geringste Abweichung, und die Genauigkeit und Sicherheit, mit der man hierbei zu Werke ging, bilde, wie Professor Kroman meint, die einzige wirkliche musikalische Großthat der Bronzealter-Menschen. Hierzu mag noch erwähnt sein, daß die altmodischen Hörner fast geschwungene Linien zeigen und etwa zwei Meter lang sind. Das Metall, aus dem sie verfertigt wurden, ist nur einen Millimeter dick, und daß sich die Instrumente trotzdem so gut erhalten haben, ist wohl nur dem Moorboden zu danken, in dem sie lagen. Charakteristisch an den altmodischen Hörnern sind außer der ganzen Form die flachen, mit Schildebuckeln und konzentrischen Ringen geschmückten Endstücke, sowie der Hängebüchel an flachen Metallplatten am Mundstück. Von besonderem Interesse ist, daß sie immer paarweise gefunden wurden. Sie stimmen auch paarweise überein und wurden vermutlich immer paarweise benützt. Jedenfalls haben sie aber nicht bloß archäologisches, sondern auch hohes musik-historisches Interesse.

**Humoristisches.**

— Aufgesehen. A.: Du, ich habe was für Dich, Du bist ja Berichterstatter des „Stadtanzeigers“. Also, gestern sah ich, wie sich ein Radfahrer selbst über den Bauch fuhr.

B.: Wie? Ein Radfahrer fuhr sich selbst über den Bauch? Ummöglich!

A.: Doch! mit der Hand! —

— Ein guter Wagen. Ein Apotheker hat einem Bauer irrtümlich statt Nicotinsöl Schwefelsäure verkauft. Voller Angst eilt er nach Entdeckung seines Irrtums nach dem Dorfe des Bauern und trifft letzteren frisch und munter an. „Gott sei Dank!“ ruft der Apotheker, „Nun, geb mir schnell das Abführmittel wieder!“

„s Tränkel? Dös hab' i g'numma,“ antwortet der Bauer. „Und es hat Euch nicht geschadet?“ fragt der Apotheker halb entsetzt, halb erlaut.

„G'haded! Sell will i meinen! A satrisch scharfes Zeug is's g'wesen, den ganzen Boden von meiner neuen Lederhos' hat's durchg'fressen!“ —

(„Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

— Josef Lauff arbeitet an einem neuen Drama, das er „Die Charwoche“ betitelt. —

— Jhens „Peer G'ht“ wird in einigen Wochen durch die Lessing-Gesellschaft zum erstenmale in Deutschland aufgeführt werden. Die Inszenierung hat Alfred Gahn übernommen. —

— Hermann Sudermanns Drama „Die drei Meherfedern“ gelangt am 1. Oktober im Wiener Burgtheater zum erstenmale zur Aufführung. —

— Stefanie Kriß ist für das Neue Theater verpflichtet worden. —

— Ueber die Höhe des Verchenfluges berichten drei Offiziere der bayerischen Luftschiffer-Abteilung von einer Freifahrt durch den Ballon „München“: Wir hatten gegen 1 Uhr mittags die Donau über der Befreiungshalle bei Rilsheim überflogen und näherten uns mit gutem Winde um 2 Uhr Mitterau in der Oberpfalz. Plötzlich schien uns in der Höhe von 1900 Meter ein schwarzer Punkt in der Luft zu begleiten, der unsre Aufmerksamkeit auf sich zog. Wir dachten zuerst an eine etwa aus dem sturbe gefallene Weibefarte, die gelegentlich des Fallens des Ballons gleiche Höhe mit uns hielt, ein Blick auf das Aneroid zeigte indessen, daß der Ballon nicht fiel, sondern stieg. Wir tauschten unsre Meinungen über diese Erscheinung aus, als ein lautes, erschrecktes Gezwischen uns darüber belehrte, daß wir eine Lerche vor uns hatten, die in der erstaunlichen Höhe von 1900 Meter durch unsern Ballon in Aufregung versetzt worden war. —